

aus dem

Tätigkeitsbericht der
Bremer Stiftung für Sozialgeschichte
des 20. Jahrhunderts für das
Jahr 2015
(Bremer 2016)

Wolfgang Hien

**Unfalltod und Krankheit um 1900 –
am Beispiel des Ruhrbergbaus (Forschungsnotiz)²**

1901 ereigneten sich im Deutschen Reich knapp 57.000 Arbeitsunfälle, davon 9 % tödlich.³ In Österreich-Ungarn waren es noch einmal 10.000, davon 7 % tödlich.⁴ In den kommenden Jahren, d.h. noch bis in die 1960er Jahre, sollten die Unfallzahlen noch weiter ansteigen. Immer wieder stieß die Zahl der sich jährlich ereigneten tödlichen Arbeitsunfälle an die Schallgrenzen von 10.000 – so etwa 1907 und 1918, wobei die Zahlen während des Zweiten Weltkrieges noch weit darüber lagen, aber nie korrekt ermittelt wurden.⁵ Noch in den 1950er Jahren starben in der Bundesrepublik Deutschland jährlich mehr als 6000 Menschen durch Unfalltod am Arbeitsplatz.⁶ Im gesamten Unfallgeschehen bildeten die Unfälle und Massenumfälle im Bergbau

² Die vorliegende Notiz ist ein Ausschnitt aus meiner im Rahmen des Research-Fellow-Programms der Stiftung für Sozialgeschichte, Bremen, zwischen 2008 und 2016 erstellten Studie „Körper und Arbeit – eine kritische Sozialgeschichte von der Hochindustrialisierung in Deutschland und Österreich bis zur neoliberalen Gegenwart“ (erscheint 2017).

³ Theodor Weyl: Handbuch der Arbeiterkrankheiten. Gustav Fischer, Jena 1908, S. XXVI und XXXVII.

⁴ Ministerium des Inneren: Ergebnisse der Unfallstatistik. k.u.k. Hof- und Universitäts-Buchhändler Alfred Hölder, Wien 1914, S. 877 (Dank an Joe Püringer, AUVA Wien, für die Hilfe bei der Beschaffung der österreichischen Unfallstatistiken).

⁵ Wolfhard Weber: Arbeitssicherheit. Historische Beispiele – aktuelle Analysen. Rowohlt, Reinbeck bei Hamburg 1988, S. 126.

⁶ Ebenda, S. 183.

den tragischen Schwerpunkt.⁷ Der Übergang vom alten staatlichen Knappenbetrieb zum industrialisierten und von Aktiengesellschaften kontrollierten Großbetrieb war mit einem rigorosen Untertage-Ausbau verbunden, der kaum Rücksicht auf Sicherheitsbelange nahm.⁸ Bergmännische Erfahrung und Berufsqualifikation, innerhalb derer Sicherheitsmaßnahmen wie z.B. der Verbauarbeit mit Holzstempeln besonderer Wert beigemessen wurde, galten dem Zechenkapital als „historisch überholt“ und somit als überflüssig.⁹ Hinzu kam ein besonders fataler Faktor: Das Befahren von Stecken auch bei „schlechtem Wetter“, d.h. stauerstoffarmen oder methangashaltigen und somit explosionsgefährlichen Atmosphären, brach sich Bahn. Die Bergbauarbeit war in weiten Teilen vollkommen militarisiert.¹⁰ Reviersteiger und Steiger vor Ort setzten die „neuen Regeln“ mit äußerster Brutalität durch. Wer opponierte, konnte „seine Papiere“ holen. Die Folge waren exorbitante Unfallzahlen. Die Knappschafts-Berufsgenossenschaft vermeldete um die Jahrhundertwende bei etwa 500.000 Bergarbeitern und –arbeiterinnen mehr als 1000 tödliche Unfälle jährlich. Die Unfallrate lag damit ein Mehrfaches über dem ohnehin schon hohen Durchschnittsniveau der damaligen Arbeitswelt.¹¹ Lag die tödliche Unfallquote pro 1000 Versicherte im Allgemeinen bei 0,6, so stieg sie im Bergbau auf über 2,0 – im Jahre 1908 sogar auf 2,6 – an.¹² Besonders gefährdet waren die ungelernten, aus Polen und ostdeutschen Provinzen kommenden Massenarbeiter. In den spontanen Streikwellen der Bergarbeiter/innen, die mit dem großen Streik von 1889 im Ruhrgebiet begann und dem sich die Kumpel in Oberschlesien und Sachsen, im Aachener Revier, im Sauerland, im Saargebiet, im Leobener Revier und in der Steyermark anschlossen, dem großen Generalstreik der Bergarbeiter von 1905 und vielen weiteren Streiks, dem Streik der Bergarbeiter im annektierten Lothringen 1907, und in den Streiks der 1910er und 1920er Jahre machten sich die Entrüstung und die Wut über die im Bergbau herrschenden unmenschlichen Bedingungen Luft.¹³ Neben Lohn- und Arbeitszeitforderungen spielten Forderungen nach besserem Schutz

⁷ Oberbergrat Herold / Geheimer Sanitätsrat Wilhelm Lindemann: Hygiene der Bergarbeiter. In: Theodor Weyl (Hg.): Handbuch der Hygiene, 7. Band, Besonderer Teil: Gewerbehygiene. Johann Ambrosius Barth, Leipzig 1913, S. 12-14.

⁸ Wolfhard Weber, a.a.O., S. 69-73;

⁹ Franz-Josef Brüggemeier: Leben vor Ort. Ruhrbergleute und Ruhrbergbau 1889-1919. Beck, München 1983, S. 116-121.

¹⁰ Eckhard Brockhaus: Zusammensetzung und Neustrukturierung der Arbeiterklasse vor dem Ersten Weltkrieg. Trikont, München 1975, S. 94-96.

¹¹ Oberbergrat Herold / Wilhelm Lindemann, a.a.O.

¹² Ebenda.

¹³ Barrington Moore: Ungerechtigkeit. Die sozialen Ursachen von Unterordnung und Widerstand. Suhrkamp, Frankfurt am Main 1982, S. 316-345. Vgl. auch: Elmar Menzel: Bergbau-Medizin einst und jetzt. Erich Schmidt, Berlin 1989, S. 319-328.

gegen die Gefahren für Leben und Gesundheit, die den neuen Formen des Bergbaus geschuldet waren, eine nicht zu übersehende Rolle. In den 1890er Jahren wurden in verschiedenen Ländern und Gebieten des Deutschen Reiches und Österreichs Berggesetze erlassen oder novelliert, die eine wieder stärkere staatliche Kontrolle der Arbeitsbedingungen erlaubten.¹⁴ Der Bergbau blieb jedoch noch Jahrzehnte ein gefährlicher Ort.

Die tödlichen Unfälle bildeten nur die Spitze des Eisbergs. So fiel es sogar regierungsamtlichen Stellen¹⁵ auf, dass die vielen, durch mangelhafte sozialhygienische Verhältnisse erzeugten Arbeiterkrankheiten und Invaliditäten nicht ebenso versichert waren wie Arbeitsunfälle. Eine unermessliche Zahl von Menschen litt an schweren Lungenerkrankungen, bedingt durch Stäube, Gifte und Tuberkulose-Bakterien, die auf vorgeschädigten Lungengewebe und bei ernährungsbedingt schwachen Widerstandskräften leichtes Spiel hatten. Die Zahlen der Ruhrknappschaft für die Tuberkulosemortalität¹⁶ liegen mit etwa 10 % deutlich günstiger als im preußischen oder österreichischen Bevölkerungsschnitt, was mit selbst- und fremdselektiven Prozessen beim Berufseinstieg im Bergbau erklärt werden kann, aber auch – die Wohnung war, wie bereits an anderer Stelle betont, meist an den Arbeitsplatz gebunden – mit dem Wegzug kranker Bergleute aus dem Revier. Mit wenigen Ausnahmen war die Sozial- und Arbeitsmedizin dieser Zeit, wie der Mainstream der Wirtschafts- und Sozialwissenschaften, konstitutionshygienisch und biologistisch orientiert.¹⁷ In der Sprache der zeitgenössischen Medizinalstatistik: „Die freiwillige oder durch die ärztliche Vorsorgeuntersuchung erfolgende gründliche Fernhaltung körperlich Minderwertiger vom Bergbau und die schnelle Ausscheidung etwa doch zugelassener, minder Leistungsfähiger nach der Einstellung (...)“¹⁸ Seit der im Jahr 1900 von Friedrich Alfred Krupp preisgekrönten Arbeit Schallmayers „Vererbung und Auslese im Lebenslauf der Völker“ wurden Biologismus und Sozialdarwinismus bis weit in die Sozialdemokratie hinein gleichsam zum Allgemeingut.¹⁹ Im Achten Band des damals weit verbreiteten „Handbuch(s) der Wirtschafts- und

¹⁴ Oberberggrat Herold / Wilhelm Lindemann, a.a.O., S. 14. f.

¹⁵ Beispielhaft siehe Florian Tennstedt: Sozialgeschichte der Sozialpolitik in Deutschland. Vandenhoeck und Ruprecht, Göttingen 1981, S. 178.

¹⁶ Bruno Heymann / Karl Freudenberg: Morbidität und Mortalität der Bergleute im Ruhrgebiet. G.D. Baedeker, Essen 1925, S. 36-60.

¹⁷ Vgl. dazu Karl Heinz Roth: Scheinalternativen im Gesundheitswesen: Alfred Grotjahn (1869-1931) – Integrationsfigur etablierter Sozialmedizin und nationalsozialistischer „Rassenhygiene“. In: Karl Heinz Roth (Hg.): Erfassung zur Vernichtung. Verlagsgesellschaft Gesundheit, Berlin 1984.

¹⁸ Bruno Heymann / Karl Freudenberg, a.a.O., S. 59.

¹⁹ Vgl. Robert Kurz: Schwarzbuch Kapitalismus. Ullstein, München 2001, S. 373 ff.

Sozialwissenschaften“ mit dem Einzeltitel „Sozialbiologie“²⁰ schärft der Autor – ein Staatsrechtler – dem Leser den Blick für die Unterscheidung „sozialökonomisch wertvollen Lebens“ und „sozialökonomisch minderwertigen Lebens“. Das erstere sei zu fördern, das letztere auszusondern.

Lungenkrankheiten waren während der Hochindustrialisierung in der gesamten Arbeiter- und Arbeiterinnenklasse weit verbreitet, auch bei den Bergleuten. Doch wurden die staubbedingten obstruktiven Lungenerkrankungen wie das Emphysem, vor allem aber die restriktiven Lungenerkrankungen, hier: die Steinstaublunge (Silikose), bis Ende der 1920er Jahre diagnostisch und somit auch statistisch überhaupt nicht erfasst.²¹ Wissenschaftshistorisch ist diese Tatsache umso erschreckender, als zum Thema Staublunge „doch eine recht erstaunliche Menge von Kenntnissen gegen Ende des 18. Jahrhunderts bereits vorhanden war“, so der Arbeits- und Sozialmediziner Ludwig Teleky in einer späteren Arbeit.²² Teleky berichtet, während der 19. Jahrhunderts seien eine Vielzahl differenzierter medizinischer Studien zur Staublunge im Allgemeinen und zur Quarzstaublunge im Besonderen erschienen. Ende des 19. Jahrhunderts wusste man, dass die Häufigkeit des Lungenemphysems bei Bergleuten mit den Jahren zunimmt und bei den „Alten“ eine Quote von 69 % erreicht.²³ In gewerbehygienischen Handbüchern zu Beginn des 20. Jahrhunderts bleiben die Darstellungen jedoch weit hinter diesen Erkenntnissen zurück.²⁴ Dafür haben augenscheinlich Bergwerksverbände über ihren Einfluss in Knappschaft und Gewerbeaufsicht gesorgt.²⁵ Relevante Teile des bestehenden medizinischen Wissens wurden unter dem Erdrutsch der Kochschen Bakteriologie begraben. Ein Lungenemphysem ist eine Lungenüberblähung aufgrund entzündlicher oder anderer krankhafter Vorgänge, welche die Ausatmung immer mehr behindern und schließlich zu schwerster Atemnot und frühem Tod führen. Schon im Jahr 1897 wusste Füller, damals Leiter des Knappschaftslazarettes in Neunkirchen (Saarland), dass sauerstoffarme, kohlensäurereiche und feuchte Luft, die gezwungene Körperhaltung, die Behinderung der Zwerchfellbewegung beim Heben schwerer Lasten und Schieben von Wagen usw. eine

²⁰ Alexander Elster: Sozialbiologie. Bevölkerungswissenschaft und Gesellschaftshygiene. Walter de Gruyter & Co, Berlin und Leipzig 1923, hier insbesondere S. 333-347.

²¹ Michael Martin: Staublungenerkrankungen in der Geschichte des Bergbaus. In: Hauptverband der gewerblichen Berufsgenossenschaften (Hg.): Ist das Berufskrankheitenrecht noch zeitgemäß? Eigendruck, Sankt Augustin 2002, S. 101-115.

²² Ludwig Teleky: Geschichte der Erkenntnis der Staublunge in Deutschland. In: International Archives of Occupational and Environmental Health. Band 3, 1932, S. 418-470.

²³ Ebenda, S. 440.

²⁴ Ebenda, S. 452 f.

²⁵ Dieser nicht unwichtige Teilaspekt wäre eine eigene Untersuchung wert.

Emphysementwicklung begünstigt.²⁶ Doch derartige Beobachtungen wurden wissenschaftlich kaum ernst genommen. Sie standen dem Bestreben, verschiedene Krankheiten streng voneinander zu unterscheiden – Silikose ist eine restriktive, also die Einatmung behindernde, das Emphysem eine obstruktive, also die Ausatmung behindernde Krankheit – entgegen; eine „Vermischung“ galt als unwissenschaftlich, die in der Realität massenhaft vorkommenden Vermischungen dann eben als massenhaft schicksalhaft. Es dauerte fast 100 Jahre, bis sich die Arbeitsmedizin und Lungenheilkunde dazu durchrangen, ein das Lungenemphysem bei Bergleuten als Berufskrankheit anzuerkennen.²⁷ In den 1920er und 1930er Jahren wurde die Vermutung zu Gewissheit, dass das silikotisch veränderte Lungengewebe verstärkt Angriffspunkte für Tuberkelbazillen bietet.²⁸ Ein lungenkranker Bergmann wurde kaum älter als 55 Jahre²⁹; erst nach dem Zweiten Weltkrieg begann sich die Situation zu verändern. Zwar stieg die Zahl der Staublungenerkrankten steil an³⁰ – die „Spitze des Eisbergs“ war 1954 mit über 9000 anerkannten Fällen erreicht –, doch führten verbesserte technische Lüftungsmaßnahmen, verbesserter Staubschutz durch Nassbearbeitung, aber auch verbesserte medizinische Therapien dazu, dass sich die Lebenserwartung eines berufserkrankten Bergmanns stetig erhöhte und in den 1980er Jahren auf die 75-Jahr-Schwelle überstieg. Gleichwohl sollte nicht vergessen werden, wie beschwerlich und qualvoll das Leben mit einer Staublunge ist: Atemnot und Angst werden zu einem täglichen und vor allem nächtlichen Begleiter.

Dem Bergbau, genauer: der schweren Bergarbeit, war ein Tribut zu zollen, dessen Ausmaß selbst die Betroffenen sich kaum zu vergegenwärtigen wagten. Ein weiteres Beispiel³¹ mag genügen: So erschütterte, neben allen anderen Gefahren, um die Jahrhundertwende die sogenannte Wurmkrankheit der Bergleute die Bergbaureviere. Aufgrund der Wärme, Feuchtigkeit und des Schmutzes in den Gruben konnte sich ein Darmparasit – ein Hakenwurm mit dem Namen *Ancylostom* – ausbreiten und zu schweren, schmerzhaften und lebensbedrohlichen Krankheitssymptomen führen. 1903 erkrankten allein im Ruhrgebiet mehr als 33 Tausend Arbeiter³² daran. Bedingt

²⁶ Ludwig Teleky: Geschichte, a.a.O., S. 450.

²⁷ Vgl. Bekanntmachung des Bundesministeriums für Arbeit v. 1. 8. 1995 im BArbBl. 10/1995 S. 39. Der Zeitpunkt ist interessant: Er fällt recht genau mit dem politischen Beschluss zusammen, die Kohlengewinnung in Deutschland einzustellen.

²⁸ Elmar Menzel, a.a.O., S. 171-173.

²⁹ Ebenda, S. 178.

³⁰ Ebenda.

³¹ Ebenda, S. 137-147.

³² Diese Zahl nennen Bruno Heymann / Karl Freudenberg, a.a.O., S. 110; Elmar Menzel, a.a.O., kommt auf eine Zahl von 25.000.

durch dieses Massenleiden und verstärkt durch den Umstand, dass das Bergbaukapital den Arbeitern die kalte Schulter zeigte, Massenentlassungen vornahm und dabei auch sich vieler Kranke „entledigten“, „richteten sich Empörung und Unwilligkeit gegen das Syndikat der Unternehmer“, wie der Medizinhistoriker Menzel es vorsichtig ausdrückte.³³ Der am 6. Januar 1905 von Bochumer Stinnes-Zechen ausgehende und am 7. Februar 1905 beendete große Bergarbeiterstreik³⁴ nährte sich aus der gewaltigen Wut der Bergleute auf die elenden Arbeitsverhältnisse. Innerhalb weniger Tage schlossen sich fast 100 Prozent der Ruhrbergleute diesem Streik an, es war im Ruhrgebiet der erste große Generalstreik. Eine direkte Verbesserung des betrieblichen Gesundheitsschutzes erreichte der Streik zwar nicht, doch wurde der Druck auf den Allgemeinen Knappschaftsverein „zur verbesserten Versorgung der Arbeiter bei der noch nicht abgeklungenen Ausbreitung der Wurmerkrankung“ erhöht.³⁵ Die Spitzen aller Gewerkschaftsverbände hatten sich zunächst darauf geeinigt, einen Streik zu verhindern. Doch es kam anders, die Bergleute wehrten sich.

Mentalitätsgeschichtlich von großer Bedeutung ist die ambivalente Politik des sozialdemokratischen „Alten Verbandes der Bergarbeiter“, die den Arbeiter/innen als widersinnig erscheinen musste: Das Auseinanderklaffen zwischen dem „Maximalprogramm“ einer fernen sozialistischen Zukunft und der augenscheinlichen Hinnahme des leiblichen Elends der Bergarbeiter und ihrer Familien „als momentan unabänderlich“ blieb ihnen uneinsichtig. Die Mitgliederzahlen schwankten erheblich, stiegen aber um die Jahrhundertwende wieder an. 1904 war jeder zweite Bergmann gewerkschaftlich organisiert, jeder dritte im Alten Verband und jeder fünfte in christlichen Verbänden, wobei der katholische Gewerkverein davon der bedeutsamste war und in der Folge – wie auch der Polnische Berufsverband – noch deutlich wachsen sollte. Die Beschwichtigungen der Sozialdemokratie konnten die Arbeiter nicht mehr davon abhalten, ihrer Wut materiellen Ausdruck zu verleihen. Das Gerede der „Oberen“ brachte sie, wie der Sozialhistoriker Barrington Moore durchaus vorsichtig formuliert, in einen „erregten Zustand“. Die leibliche Wut der Massen gewann eine Wucht, von der Moore meint, sie sei in der Streikgeschichte der Arbeiterbewegung einmalig.

Für jenen Teil der Sozialbürokratie, der nicht bereit war, sich dem Trend der sozialbiologischen Radikalisierung anzuschließen, lag es auf der

³³ Elmar Menzel, a.a.O., S. 327.

³⁴ Zu Hintergründen und Verlauf des Streiks vgl. Barrington Moore, a.a.O., S. 336-343 sowie Franz-Josef Brüggemeier, a.a.O., S. 211-227.

³⁵ Elmar Menzel, a.a.O.

Hand, dass Siechtum und Tod durch beruflich erworbene Krankheiten genauso entschädigt und im Gefolge dessen genauso präventiv angegangen werden müssen wie Arbeitsunfälle.³⁶ Doch dieser sozialpolitische Schritt sollte erst 1925 erfolgen. Bis dahin war es ein langer Kampf, veranlasst durch eine ungezählte Zahl leidvoll Berufserkrankter, und gedrängt durch eine kleine Schar sozial engagierter Ärzte, die sich dem Leiden der Arbeitenden annahmen, letztlich auch durch politische Initiativen der Sozialdemokratie in den Parlamenten. Konkret ging es um die Staublunge und die Wurmkrankheit bei Bergleuten, um die Erkrankungen durch Schadstoffe wie Blei, Quecksilber, Phosphor und aromatische Amine, auf deren Basis die industrielle Farbstoffchemie aufbaute. Die Frage, ob und inwieweit der politische Druck, den die seit dem großen Bergarbeiterstreik 1889 zunehmenden Revolten der Massenerbeiter/innen aufbauten, hinsichtlich einer spezifisch an der Verbesserung des Arbeiter/innen-Schutzes orientierte Stoßrichtung wirksam wurde, ist schwer zu beantworten. Die Wut gegen die unmenschlichen Zustände spielte immer mit, auch wenn es in erster Linie immer um Lohnforderungen ging. Minimalforderungen wie Abschaffung der Kinderarbeit, Einschränkung der Frauenarbeit, die Einführung des Achtsturentages und Ausbau der staatlichen Fabrikinspektion wurden von der Sozialdemokratie aufgenommen und vertreten. Doch eine gesundheitsgerechte und menschenwürdige Gestaltung der Arbeitsverhältnisse unter aktiver Beteiligung der Arbeitenden, geschweige eine autonome Gestaltung durch die Arbeitenden selbst, war der Vorstellungswelt derer, die eine Übernahme der politischen Macht im Sinne führten, fremd. Im Erfurter Programm von 1891 findet sich dazu so gut wie nichts. Die Idee der Selbsttätigkeit der Massen widersprach der Idee einer von oben kontrollierten Verwaltung der Massen.³⁷

Die Entwicklung spitzte sich, trotz des 1884 erlassenen Unfallversicherungsgesetzes, im Verlauf weiteren Jahre zu: sprunghaft steigende Unfallzahlen und die erschreckende Zunahme von Erkrankungen aufgrund der Einwirkung industriell erzeugter toxischer Arbeitsstoffe oder aufgrund neuer Arbeitstechniken, die den Staubanfall extrem erhöhten. Die Sozialdemokratie sah Gewerbeaufsicht und Berufsgenossenschaft als über den Klasseninteressen stehend und

³⁶ So etwa der beamtete Statistiker Ernst Hirschberg. Vgl. hierzu: Florian Tennstedt, a.a.O., S. 178.

³⁷ Vgl. Eckard Brockhaus, a.a.O.; Manfred Scharrer: Arbeiterbewegung im Obrigkeitsstaat. SPD und Gewerkschaft nach dem Sozialistengesetz. Rotbuch, Berlin 1976; Karl Heinz Roth: Arbeiterklasse und Arbeiterorganisationen – Deutschland 1890-1920. In: Erhard Lucas / James Wickham / Karl Heinz Roth: Arbeiterradikalismus und die „andere“ Arbeiterbewegung. Edition Egalite, Bochum 1977, S. 15-60.

warb bei den Arbeiter/innen dafür, jene als natürliche Verbündete der Arbeiterklasse zu gewinnen.³⁸ Doch erreichte die Sozialgesetzgebung das politische Ziel, gleichsam als „Zuckerbrot“ die Arbeiterbewegung zu befrieden, nicht. Das Ansinnen, die industrielle Arbeitswelt menschlicher zu gestalten, wurde von der betrieblichen Realität zerrieben. Versuche, selbst derjenigen, die sich als bürgerliche Sozialreformer verstanden, Arbeitsprozesse und Arbeitsstrukturen so zu verändern, dass körperliche und seelische Schäden ausgeschlossen, zumindest minimiert werden, wurden – mit der geballten Macht der Kapitalverbände im Rücken – von der Bismarckschen Bürokratie vereitelt.³⁹ So wurde zwar im § 120a der Gewerbeordnung der Unternehmer verpflichtet, die Arbeit so zu regeln, dass „die Arbeiter gegen Gefahren für Leben und Gesundheit geschützt sind“, doch nur „soweit, wie es die Natur des Betriebs gestattet“. Dieser Paragraph überlebte bis in die 1990er Jahre und findet sich auch heute dem Sinn nach in der Arbeitsschutzgesetzgebung, wie auch die Begründung hierzu, die sich im damaligen Standard-Kommentar zur GewO findet: Man dürfe „an die Arbeitgeber keine Forderungen stellen, welche technisch oder wirtschaftlich der Natur des Betriebes widersprechen, d.h. denselben unmöglich machen oder seinen Fortbestand gefährden, oder die Kosten verursachen, welche zu dem Nutzen der Schutzeinrichtung nicht im angemessenen Verhältnis“ stünden.⁴⁰

Die Körpergeschichte des Bergbaus hat in den letzten Jahren einiges Interesse auf sich gezogen. Lars Bluma⁴¹ geht im Rahmen eines DFG-Forschungsprojektes⁴² von der Foucaultschen Methodologie der Biopolitik aus: Wissenschaftliches Wissen und Alltagswissen stehen in einem engen Wechselverhältnis und strukturieren ein „Unbewusstes des Wissens“, welches sich in symbolischen und imaginären Ordnungen kristallisiert, die die Subjekte leiten, innerhalb deren die Subjekte zugleich Widerstand entwickeln und eben diese Ordnungen

³⁸ Victor Adler: Zehn Jahre Gewerbeinspektion in Österreich. Artikelserie in der Arbeiterzeitung 1894, wiederabgedruckt in: Patrienvorstand der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei Deutschösterreichs (Hg.): Victor Adlers Aufsätze, Reden und Briefe. Fünftes Heft: Victor Adler über Fabrikinspektion, Sozialversicherung und Arbeiterkammern. Wiener Volksbuchhandlung, Wien 1925, S. 81-102; Edmund Fischer: Die deutsche Gewerbeinspektion. In: Sozialistische Monatshefte, 1011, Heft 16, S. 1003-1012.

³⁹ Arne Andersen: Arbeiterschutz in Deutschland im 19. und frühen 20. Jahrhundert. In: Archiv für Sozialgeschichte. Hrsg. von der Friedrich-Ebert-Stiftung, Bonn, Bd. 31, 1991, S. 61-84.

⁴⁰ Zit. In: ebenda, S. 75 f.

⁴¹ Lars Bluma: der Körper des Bergmanns in der Industrialisierung. In: Derselbe u.a.: Kontrollierte Arbeit, disziplinierte Körper? Zur Sozial- und Kulturgeschichte der Industriearbeit im 19. und 20. Jahrhundert. Transcript, Bielefeld 2012, S. 35-72.

⁴² Es handelt sich um ein von der Deutschen Forschungsgemeinschaft finanziertes Projekt mit den Titel „Der Körper des Bergmanns in der Industrialisierung. Biopolitik im Ruhrkohlenbergbau 1880-1980“, siehe FN 1 des Artikels von Lars Bluma, ebenda.

auch sprengen können. Bluma sucht nach dieser Widerständigkeit und findet sie im „Umgehen der Sicherheitsvorschriften“.⁴³ Das Männlichkeitsmuster, wenn nicht gar: der Männlichkeitskult der körperlichen Stärke, gepaart mit der „maskulin orientierten Konkurrenzkultur der Bergleute untereinander“, hätten in hochriskanten Arbeitspraktiken gleichsam ein Widerstandsventil gefunden. Technische Maßnahmen der Staubbekämpfung seien von den Kumpels aktiv unterlaufen, sogar sabotiert worden. Bluma bezieht sich hierbei vor allem auf englische Quellen, die beim näheren Hinsehen eine derartige These in dieser Stringenz nicht empirisch stützen können.⁴⁴ Umso weniger können dies Quellen aus dem Ruhrbergbau leisten. Unbestreitbar gab es einen Männlichkeitskult, der in bestimmten Arbeitsbereichen und in abgewandelter Form bis heute zu sehen ist. Härte und Stärke, das „Aushalten“ von Belastungen, das „Bezwingen“ von Gefahren – all das ist auch den aus dem proletarischen Milieu entstammenden literarischen Quellen sehr gut zu entnehmen. Doch zugleich offenbaren diese Quellen eine Strukturhomologie zwischen Härte, Unduldsamkeit und Inhumanität der Macht- und Herrschaftsverhältnisse einerseits und den inkriminierten Persönlichkeitsmerkmalen andererseits. Dies galt schon für die Handwerkstradition, und dies galt noch viel konsequenter für die sich entwickelnde Großindustrie. Bei Heinrich Lersch lassen sich sehr gut die Zusammenhänge zwischen männlichem Initiationsritus, einzuübender Härteresistenz und arbeitsbezogenen Herrschaftsverhältnissen nachvollziehen: Es geht hierbei um eine Situation, in der er als Lehrjunge in einen heißen Kessel ausharren musste, bis irgend eine Arbeitsverrichtung nach Meinung des Gesellen erledigt sein würde.⁴⁵ Der Junge rief, voller Angst: „Losmachen! Herauslassen! Von unten her kommt Dampf in den Kessel, es ist unerträglich heiß!“⁴⁶ Der Geselle reagierte mit der Bemerkung, das seien die üblichen „Lehrlingsschwindeleien“. Und setzte hinterher, „selbst wenn es wahr sei – man müsse als Kesselschmiedelehrling alles ertragen können“. Die Situation eskalierte, und erst in letzter Minute wird der Junge herausgeholt.

Die gesamte Arbeiterliteratur durchzieht dieses Topos: Eingesperrt sein in der Grube unter Tage, im Kessel, in einer Trommel, einem Rohr oder einem anderen Teil einer Produktionsanlage; eingesperrt und tödlichen Gefahren ausgesetzt zu sein, die man selbst nicht oder kaum mehr beherrschen kann. Gestandene Männer regredieren, zittern, weinen,

⁴³ Ebenda, S. 52 f.

⁴⁴ Arthur McIvor / Ronald Johnston: *Miner's Lung. A History of Dust Disease in British Coal Mining*. Ashgate Publishing Limited, Aldershot 2007.

⁴⁵ Heinrich Lersch: *Hammerschläge*. Verlagshaus Bong und C, Berlin 1930 S. 71 ff.

⁴⁶ Ebenda, S. 73.

bitten Gott um Hilfe, selbst dann, wenn sie längst nicht mehr an ihn glauben. Hans Marchwitza berichtet in seiner Erzählung „Kumpel Woitek“ sehr eindrücklich davon.⁴⁷ Doch zugleich werden Strukturen sichtbar, die jenseits aller Männlichkeitsmuster Gefahren und Leid systematisch generieren. Auf die Einwände des Ortsältesten, dass aufgrund des schlechten Gesteins erst einmal Stollen und Flötze mit Holzstempeln ausgebaut werden müssten, bevor weiter Kohle gefördert werde, reagierte der Betriebsführer mit Unverständnis und Unduldsamkeit. „Bauten die Kumpels aus, blieb die Förderung zurück, und sofort lag der Steiger in der Rutsche und beaufsichtigte die Kumpels, damit Kohle herauskam.“⁴⁸ War einmal der Steiger einsichtig, kam der über ihm stehende Fahrsteiger, der jenen anbrüllte und ihm mit Meldung beim Betriebsführer drohte. Täglich bracht Gestein herunter, täglich bestiegen verletzte Hauer den Förderkorb, nicht selten waren die Männer so schwer verletzt, dass sie nicht durchkamen. Die sogenannten Berglazarette wuchsen wie Pilze aus dem Boden⁴⁹, für die Strebenden gab es gesonderte Bereiche: die „Leichenbuden“. Ein entscheidender Punkt für die Aufrechterhaltung der unfallträchtigen, gesundheits- und lebensgefährdenden Arbeitsweise vor Ort war das „Wagennullen“.⁵⁰ Waren nach Meinung der Zechenbeamten, die über Tage die Kohlewagen kontrollierten, diese nicht ausreichend beladen, wurde der ganze Wagen hinsichtlich der lohnmäßigen Vergütung gestrichen, „genullt“, was teilweise erhebliche Einkommensverluste für die Arbeiter zur Folge hatte. Über solche und ähnliche Systeme machten sich die Bergwerksbesitzer ihre „Gefolgschaft“ fügsam, auch was deren angeblich überhöhten Sicherheitsbegehrlichkeiten anbetraf. Es kann überhaupt keinen Zweifel daran geben, dass der Arbeiterschutz hauptsächlich von der Kapitaleseite her blockiert oder behindert wurde. Lohnsystem und Hierarchien sorgten dafür, dass Produktivität gegenüber Sicherheit und Gesundheit immer Vorrang hatten. Im Bergbau wie in den Betrieben der übrigen Wirtschaftszweige wurden die Erkenntnisse der Sicherheitstechnik nur zögerlich und teilweise um Jahrzehnte verspätet etabliert.⁵¹ Ein wichtiger Umstand kam hinzu: Die Unfallhäufigkeit korrelierte recht genau mit dem Intensitätsgrad der Arbeitsverausgabung.⁵² Alexander Stenbock-Fermor erläutert die Zusammenhänge recht genau in seinen Erinnerungen: Das Gedinge, d.h. der Gruppenakkord, lief

⁴⁷ Hans Marchwitza: Kumpel Woitek. In: Walter Fähnders / Helga Karrenbrock / Martin Rector (Hg.): Sammlung proletarisch-revolutionärer Erzählungen. Luchterhand, Darmstadt und Neuwied 1973, S. 108-125.

⁴⁸ Ebenda, S. 110.

⁴⁹ Elmar Menzel, a.a.O., S. 113 ff.

⁵⁰ Franz-Josef Brüggemeier, a.a.O., S. 127.

⁵¹ Vgl. hierzu die vielen Beispiele bei Wolfhard Weber, a.a.O., S. 104 ff. und 148 ff.

⁵² Vgl. Ulrich Völkening: Unfallentwicklung und -verhütung im Bergbau des deutschen Kaiserreichs. Wirtschaftsverlag NW, Bremerhaven 1980.

darauf hinaus, dass der Kohleabbau auf Kosten des Streckenausbaus vorangetrieben wurde. Das Setzen der Stempel gegen die fortwährenden Einbrüche von Kohle und Gestein wurde vernachlässigt, weil diese Arbeiten ohne Vergütung blieben. „Die Folge dieses Arbeitsprinzips waren fast täglich Quetschungen, Arm- und Beinbrüche, Verschüttungen und Ähnliches.“⁵³ Zu schweigen von den schwereren Unfällen und dem frühen Tod durch die Staublunge und andere beruflich erworbene Krankheiten; zu schweigen von der stillen körperlichen und seelischen Verwüstung Hunderte von Metern unter der Erdoberfläche, in Flötzen, deren Decken meist so tief hingen, dass die Arbeit, zum Beispiel „das Schippen“⁵⁴ nur im Hocken oder Liegen möglich war; zu schweigen davon, wie überhaupt die Arbeit unter Tage auf die Menschen wirkte. In einem anderen Bericht heißt es: „Ach, das glaubt dem Bergmann ja keiner, was das für eine liebe Not ist da drunten im Geklüft. Der quellende, schwellende Grund der Erde, der die Wunden, die wir ihm stechen, wieder zupressen möchte, mit aller Gewalt. Und dann in der beklemmenden Enge die drängenden Wasser, die fiebrige Hitze, in der dicken murmelnden Finsternis der quirlende Staub, und ach, die dünne, magere Luft. Die Luft, in der die stinkenden Schwaden der Verwesung, der beißende Geruch des Rostes und die giftigen Kohlengase sich sammeln zur heimlich verderbensschwangeren Eintracht. Wehe dem Knappen, der seine Feinde nicht kennt.“⁵⁵

Diese Sätze des Arbeiterdichters Otto Wohlgemuth, der selbst zwischen 1900 und 1923 Bergmann war, sind überschrieben mit „schlagende Wetter“. Sie bezeichnen die Gefahr des Grubengases, hauptsächlich Methan, das den Kumpels die Luft zum Atmen stiehlt und bei Entzündung zu Schlagwetterexplosionen führt. Wohlgemuth beschreibt in dieser Erzählung dann auch den Beinahe-Tod eines Kollegen, den er – unter Einsatz seines eigenen Lebens – gerade noch retten kann. 1906 hatte sich im nordfranzösischen Courrières das schrecklichste Unglück der europäischen Industriegeschichte ereignet.⁵⁶ Mehr als 1000 Bergleute fanden den Tod. Trotz des angespannten deutsch-französischen Verhältnisses fuhren Grubenwehren aus Schamrock und Rheinelbe nach Courrières, um bei der Bergung zu helfen. Kurze Zeit später, 1908, kamen durch eine Schlagwetterexplosion auf der Zeche Radbod in Bockum-Hövel 348

⁵³ Graf Alexander Stenbock-Fermor: Meine Erlebnisse als Bergarbeiter. J. Engelhorns Nachf., Stuttgart 1928, S. 45.

⁵⁴ Ebenda, S. 48 f.

⁵⁵ Otto Wohlgemuth: Schlagende Wetter. In: Günter Heintz (Hg.): Deutsche Arbeiterdichtung 1910-1933. Philipp Reclam jun., Stuttgart 1974, S. 247 ff.

⁵⁶ Heinz-Otto Sieburg: Die Grubenkatastrophe von Courrières 1906: ein Beitrag zur Sozialgeschichte der Dritten Republik und zum deutsch-französischen Verhältnis um die Jahrhundertwende. Verlag F. Steiner Wiesbaden 1967.

Bergarbeiter ums Leben.⁵⁷ Wie schon des Öfteren vorher war auch hier den Auflagen der Bergbehörden und deren Aufsichtspflicht nicht nachgekommen worden. Die beschönigenden Darstellungen, die im Umkreis des Deutschen Bergbaumuseums entstanden⁵⁸, werden von den Aufzeichnungen des königlichen Einfahrers Moritz Wilhelm durchkreuzt, die 2008 durch einen Nachdruck des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe einer größeren Öffentlichkeit bekannt gemacht wurden.⁵⁹ Wilhelm berichtet, dass es schon zwei Wochen vor der Katastrophe Schlagwetterexplosionen gegeben habe und bekannt war, dass in dieser Grube der Gasgehalt insgesamt gefährlich hoch lag. Dass die Kohle- und Gasreste in den ausgebeuteten Hohlräumen zur Selbstentzündung neigten, war seit langem bekannt. Daher wurde die vollständige Befüllung mit Abraum – in der Fachsprache: mit „Bergversatz“ – schon um die Jahrhundertwende als unerlässlich angesehen, d.h. das „Einringen von Bergversatz beim Abbau“ und die „wirksame Absperrung des alten Mannes“, d.h. das Zumauern stillgelegter Flözte, war damals schon Stand der Technik.⁶⁰ Aufgrund der Quellenlage⁶¹ eindeutig ist der Umstand, dass genau diese Vorsichtsmaßnahmen in der neuen Grube Radbod nachlässig und zum Teil überhaupt nicht eingehalten wurden. Radbod setzte ein Fanal. Auf Druck der Bergleute wurde das Berggesetz geändert: Die Bergleute sollten fortan selbst „Sicherheitsmänner“ wählen können, die ein Gegengewicht gegen die Antreiber, vor allem die Steiger hätten bilden können. Doch die Bergunternehmer verstanden es, sich diese Funktionäre schnell einzuverleiben und gleichsam als Kontrolleure gegenüber den Arbeitern einzusetzen. Die Zechenleitungen gefielen sich im permanenten Mantra, nicht sie seien Schuld an den Missständen, sondern die Arbeiter selbst, denn diese würden die Vorschriften nicht einhalten. Dass Arbeitsdruck, Arbeitshetze und Antreiberei eine sicherheits- und gesundheitsgerechte Arbeitsweise unterminieren der verunmöglichen, ist wissenschaftlich vielfach belegt und müsste hier nicht noch einmal herausgestellt werden, wenn nicht die neuere Forschung offensichtlich sie offensichtlich ignorierte.

⁵⁷ Hierzu und im Folgenden: Franz-Josef Brüggemeier, a.a.O., S. 219 ff.; vgl. auch: Wolfgang Pabst: 350 Männer starben – nun lasst uns tanzen: Die Katastrophe in der Steinkohlen-Zeche Radbod/Hamm im November 1908. Pabst Science Publishers, Lengerich 1982.

⁵⁸ Evelyn Kroker / Michael Farrenkopf: Grubenunglücke im deutschsprachigen Raum. Katalog der Bergwerke, Opfer, Ursachen und Quellen. 2. erweiterte Auflage. Bochum 1999.

⁵⁹ Olaf Schmidt-Rutsch / Ingrid Telsemeyer (Hg.): Die Radbod-Katastrophe: Berichte und Zeichnungen des Einfahrers Moritz Wilhelm. Klartext, Essen 2008.

⁶⁰ Vgl. Verein für die bergbaulichen Interessen im Oberbergamtsbezirk Dortmund (Hg.): Die Entwicklung des Niederrheinisch-westfälischen Steinkohlebergbaues, Band VII: Berieselung, Grubenbrand, Rettungswesen, Beleuchtung, Sprengstoffwesen, Versuchsstrecke. Julius Springer, Berlin 1904, S. 75 ff.

⁶¹ Vgl. die sorgfältige Quellenarbeit von Wolfgang Pabst, a.a.O., S. 105 ff.

Die Inkaufnahme der Zerstörung von Körper und Seele vollzog sich nicht nur auf der Ebene des Betriebs und des Arbeitsplatzes. Flankiert, untermauert und perpetuiert wurde dieser Umstand auf der Ebene der politisch beeinflussbaren und beeinflussten medizinischen Wissenschaft. Auf dieser Ebene wurde jahrzehntelang über Arbeitsbedingungen – respektive über das Festhalten an gesundheitszerstörenden Arbeitsbedingungen – und damit über Leben, Krankheit, frühen Tod und schließlich dessen Umdeutung als schicksalhaft oder gar selbstverschuldet entschieden. Diese These wurde vielfach und insbesondere am Beispiel der Chemieindustrie belegt.⁶² Um noch einmal ein Beispiel aus dem Bergbau heranzuziehen: Die Staublungenbekämpfung wurde vom Bergbaukapital und der Sozialbürokratie hinausgezögert und – hier ist der Begriff durchaus am Platze – geradezu sabotiert. Wissenschaftliche Erkenntnisse wurden, wie Teleky⁶³ zeigen konnte, jahrzehntelang unterdrückt, das Bakterienparadigma eines Robert Koch wurde zu einem Dogma, mit Hilfe dessen die Schädlichkeiten von Arbeitstoffen heruntergespielt, die Krankheiten erbbiologisch umgedeutet und die massenhaften menschlichen Schicksale individualisiert wurden. Wie noch zu zeigen sein wird, zögerte die chemische Industrie mit Hilfe ihrer beachtlich ausgestatteten betriebsärztlichen, toxikologischen und epidemiologischen Abteilungen Erkenntnisse über chronisch-schädliche und krebserzeugende Wirkungen von Arbeitsstoffen über viele Jahrzehnte hinweg erfolgreich hinaus, sodass Tausende von Produktionsarbeitern, später auch viele im Labor arbeitende Frauen und Männer qualvoll erkrankten und signifikant vorzeitig verstarben.⁶⁴ Die medizinische Ebene ging – und geht auch heute noch⁶⁵ – Hand in Hand mit der juristischen. Die bürgerliche Sozialpolitik, zumindest ihre mehrheitlichen Vertreter, war – was in der bereits zitierten Einlassung des Reichsversicherungsamtes exemplarisch sichtbar wurde – nicht von einem Unrechtsbewusstsein geplagt. Die volle Bedeutung dieser menschenfeindlichen Haltung erschließt sich nur, wenn man den geistigen Rahmen der Hochindustrialisierung in Rechnung zieht: Es war eine Mischung aus Radikalliberalismus und Sozialdarwinismus, der gesellschaftlich erzeugte Benachteiligung und Ungerechtigkeit als

⁶² Vgl. Wolfgang Hien: Chemische Industrie und Krebs. Zur Soziologie des wissenschaftlichen und sozialen Umgangs mit arbeitsbedingten Krebserkrankungen in Deutschland. Wirtschaftsverlag NW, Bremerhaven 1994.

⁶³ Ludwig Teleky, Geschichte, a.a.O.

⁶⁴ Vgl. Wolfgang Hien, a.a.O.

⁶⁵ Vgl. Dietrich Milles: das Unfallparadigma in der Entwicklung des Berufskrankheitenkonzeptes. In: Heidrun Kaupen-Haas / Christiane Rothmaler (Hg.): Industrielle Pathogenität und Krankheit. Mabuse, Frankfurt a.M. 1995, S. 15-28; Angela Vogel: Stigmatisierung von berufserkrankten. Kontinuität und Brüche. In: Heidrun Kaupen-Haas / Christiane Rothmaler (Hg.): Industrielle Pathogenität und Krankheit. Mabuse, Frankfurt a.M. 1995, S. 29-40.

naturgegeben legitimierte. Die rigide Ablehnung der Entschädigung von Berufskrankheiten konnte zwar auf Dauer nicht aufrechterhalten werden, doch zeigten der höchst restriktive Umgang und die immerwährenden Umdeutungen der Krankheiten als konstitutions- und dispositionsbedingt, dass sich an der grundsätzlichen Haltung der herrschenden Eliten zu diesem Problemkreis wenig geändert hat. Zusammenfassend zur Frage der tödlichen Gefahren in Bergbau, Industriearbeit und Seefahrt kann folgende These als empirisch gesättigt angesehen werden: Die herrschenden Klassen entwickelten eine wissenschaftlich und machtpolitisch konzeptualisierte Biopolitik, die nicht nur die tödlichen Arbeitsgefahren den Arbeiter/innen als gemäß ihrer Klassenlage hinzunehmende Begleiterscheinung oktroyierte, sondern als naturgegeben, schicksalhaft oder selbstverschuldet umdeutete. Die Arbeitswelt sollte als unveränderbar hart und unbarmherzig erscheinen und sich als solche in die leibliche Existenz der Arbeitenden einschreiben. Dieser in den sozialen und imaginären Raum der Lebenskontexte der Menschen tief einschneidende „große Erzählung“ dockte an überlieferte Geschlechterrollen an und förderte einen Männlichkeitskult, der Körperlichkeit als ein Phänomen zwischen Härte und Zerstörung zementierte. Gleichwohl sollte deutlich geworden sein, dass für den Versuch, den „Körper des Arbeiters“ zu verstehen, eine sorgfältige Differenzierung zwischen idealisierenden Apologeten wie etwa Ernst Jünger⁶⁶ und anderen Autoren wie etwa Hans Marchwitza⁶⁷ angezeigt ist.

⁶⁶ Ernst Jünger: *Der Arbeiter*. Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg 1932.

⁶⁷ Hans Marchwitza: *Walzwerk*. Roman aus dem Duisburg-Hamborner Industriegebiet. Universum-Bücherei für Alle, Berlin 1932.